

Hochschulen: jede Menge Lehrstühle frei

Autor(en): **[s.n.]**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Horizonte : Schweizer Forschungsmagazin**

Band (Jahr): - **(1991)**

Heft 10

PDF erstellt am: **23.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-967834>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Hochschulen: jede Menge Lehrstühle frei

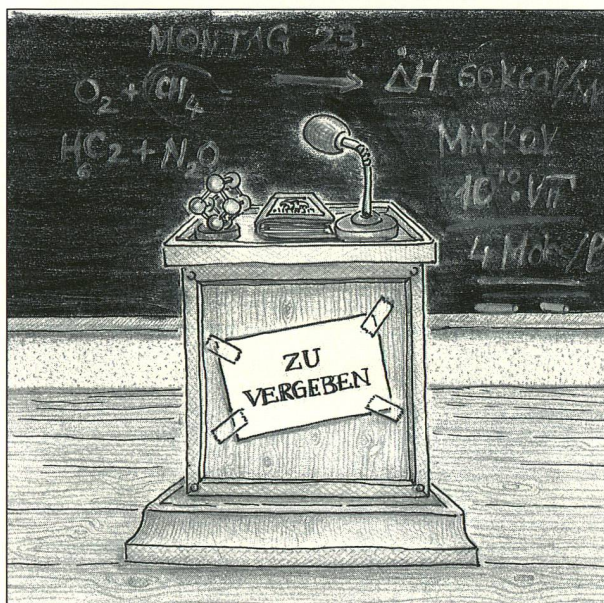
Bis zum Ende des Jahrzehnts wird mehr als ein Drittel aller Professoren an den schweizerischen Hochschulen emeritiert. Ist genügend Nachwuchs da? Daran zweifeln manche. Das Problem ist jedenfalls sehr ernst zu nehmen, denn auf dem Spiel steht die Qualität der Forschung überhaupt.

Die sechziger Jahre haben nicht nur die Gesellschaft transformiert, sie brachten auch erhebliche Veränderungen an den Hochschulen. In den Naturwissenschaften gab es einen Boom auf den Gebieten der Genetik und der Molekularbiologie. In den Ingenieurwissenschaften kamen die Informatik und die Mikroelektronik als neue Fächer auf. In der Physik begann die grossen apparativen Aufwand erfordernde Jagd auf kleinste Teilchen. Selbst die Literaturwissenschaft brachte neue Fächer und Forschungszweige hervor. In Anbetracht des galoppierenden wissenschaftlichen Fortschritts schufen Universitäten und Technische Hochschulen neue Lehrstühle und beriefen eine grosse Zahl junger Professoren.

Diese Professoren-Generation, die 1960 in den Dreissigern war, nähert sich jetzt dem Rentenalter: ein Drittel aller 2300 schweizerischen Lehrstühle werden von jetzt bis zum Jahr 2000 neu zu besetzen sein. Sowohl in politischen wie in akademischen Kreisen macht man sich über den bevorstehenden Generationswechsel Sorgen. Angesichts der vielen Anwärter besteht dafür eigentlich kein Grund, denn wie in anderen westlichen Ländern auch hat sich die Zahl der an den zehn Schweizer Hochschulen Studierenden in den letzten dreissig Jahren verdreifacht. Das Unbehagen hängt vielmehr mit der Tatsache zusammen, dass die Ablösung praktisch auf einen Schlag erfolgt, statt sich zeitlich zu verteilen. Und es geht natürlich auch um die wissenschaftlichen und menschlichen Qualitäten der zukünftigen Hochschullehrer.

Das Leben, das die Assistenten an den Universitäten heute führen, unterscheidet sich sehr von demjenigen ihrer

Vorgänger in den sechziger Jahren. Durch die hohen Mietkosten ist es schwierig geworden, eine Familie zu ernähren. Ausserdem stellt ein Dokortitel keine Garantie für eine Anstellung mehr dar. Diplomanten und Lizentiaten wissen, wenn sie eine akademische Karriere – mit Doktorat, Assistenzzeit und Postgraduierten-Status – einschlagen, dass vor ihnen zehn magere Jahre liegen und keine Gewissheit, die Professorenwürde zu erlangen. Die Aktivsten neigen daher zu einer Laufbahn in der Wirtschaft und verlassen die akademische Welt.



Vor allem auf dem Hochtechnologiesektor ist dies ein brisantes Problem. Ein Doktorandenstipendium von 25 000 Franken kann mit einem Salär, das in der Industrie bezahlt wird – und das fast dreimal so hoch ist – nicht konkurrieren. Sogar der Inhaber eines Dokortitels kann in der öffentlichen Forschung kein höheres Gehalt als 65 000 Franken erwarten. Aus diesem Grund haben die Professoren an den ETH und naturwissenschaftlichen Fakultäten heute die grösste Mühe, ihre Doktoranden zu halten. Und viele von denen, die bleiben, kommen aus Entwicklungsländern, weil

das akademische Dasein in der Schweiz immer noch viel einfacher ist als bei ihnen zuhause.

Was die Lehrstuhlkandidaten ferner abschreckt, ist die öffentliche Ausschreibung. In der Schweiz gibt es nämlich – wie in Schweden oder den Niederlanden – wenig Protektionismus. Ein Viertel aller Universitätsprofessoren sind Ausländer. An den meisten Universitäten und ETH sind Kandidaten, die ihre ganze Karriere im selben Kanton absolviert haben, gar nicht gut angesehen; stattdessen legt man Wert darauf, dass der zukünftige Professor sich bereits

mit seinen Kollegen an internationalen Kongressen gemessen hat, dass er als "Post-Doc" Verbindungen mit anderen Instituten geknüpft hat und dass er sich auf englisch – möglichst auch noch in anderen Fremdsprachen – ausdrücken kann. Von diesen Faktoren hängt es nämlich ab, wie dynamisch seine Abteilung sein wird.

Die Deutschschweizer sind in dieser Hinsicht weniger hausbacken als die Welschschweizer. Während sie sich im allgemeinen auf französisch verständlich machen können, stellt das Deutsche für die Romands oft ein Hindernis dar.

Generell ist die junge Wissenschaftergeneration viel weniger beweglich als die vorhergehende. Selten akzeptiert noch jemand, seine Freizeit für eine akademische Karriere zu opfern. Auch wird in Wissenschafterkreisen früher geheiratet, und man schätzt wieder das nach dem Mai 68 eine Weile verpönt gewesene Familienleben. Überdies mangelt es an Geld. Vor dreissig Jahren wurde man als Gastforscher in den Vereinigten Staaten bezahlt, heute muss man das Geld selber mitbringen.

An der mangelnden Mobilität ist allerdings auch das Schweizer Erziehungssystem schuld: die Lehrpläne unterscheiden sich von Kanton zu Kanton dermassen, dass ein Wechsel fast ausgeschlossen ist, von den fehlenden Äquivalenzen bei den Diplomen ganz zu schweigen. Hinzu kommen die Verschiedenheiten im europäischen Masstab, die freilich von der Europäischen Gemeinschaft beseitigt werden sollen.

Geld für den Nachwuchs

Das Problem des Nachwuchses beschäftigt jetzt auch die Politiker. Am 5. Oktober 1990 forderten Parlamentarier in einer Motion den Bundesrat auf, ein Impulsprogramm von 6 bis 8 Jahren Dauer zu schaffen, um die Kontinuität an den Hochschulen des Landes zu gewährleisten. Dieses Programm ist als Verstärkung der Massnahmen gedacht, die der Schweizerische Nationalfonds zur Förderung der wissenschaftlichen Forschung bereits eingeleitet hat.

Der Nationalfonds hat mehrere Arten von Stipendien zur Nachwuchsförderung geschaffen. Darunter gibt es (bereits seit 1952) eines, das es jungen Wissenschaftern erlaubt, sich nach Abschluss ihres Studiums ein Jahr lang im Ausland fortzubilden. Eine anderes Stipendium (das ebenfalls seit 1952 besteht) erstreckt sich über bis zu drei Jahre und ermöglicht es, eine Assistenten- oder Professorenstelle im Ausland anzunehmen.

Doch selbst nach ihrer Rückkehr können die Forscher Mühe haben, eine Stelle zu finden. Damit sich die brilliantesten unter ihnen bis zur Ausschreibung eines Lehrstuhls gedulden, gibt es neuerdings spezielle Subventionen, durch die sie für fünf bis acht Jahre aller finanziellen Sorgen enthoben sind. Dadurch sollen Schweizer Kandidaten die Möglichkeit erhalten, Forschung zu treiben, sodass sie bei einer Ausschreibung genausoviele Publikationen vorweisen können wie ihre

ausländischen Konkurrenten. Denn erstklassige Schweizer Lehrstuhlkandidaten sind in der Regel rar, wenn sie nicht – auf gewissen Fachgebieten – sogar ganz fehlen.

Die vor 5 Jahren in der Biologie und Medizin lancierten Finanzierungsprogramme START und SCORE haben sich als effizient erwiesen. Bis jetzt wurden mehr als 40 vom Rat der jeweiligen Hochschule vorgeschlagene Kandidaten ausgewählt und kamen in den Genuss dieser Unterstützung – das heisst, es handelt sich um lauter Lehrstuhlanwärter.

Gegründet auf diesen ersten Erfolg, wurden seither die Programme ATHENA (für Literaturwissenschaft) und PROFIL 2 (für Natur- und Technikwissenschaften) gestartet. Wie nötig sie sind, zeigt sich schon daran, dass ein Schweizer im Durchschnitt drei Jahre später promoviert als ein Engländer oder ein Amerikaner: drei Jahre, die umso schwerer wiegen, als der (oder die) Betreffende entsprechend weniger publiziert hat. Und was in der Wissenschaft vor allem zählt, sind Veröffentlichungen in renommierten Fachzeitschriften.

Die jüngste Initiative des Nationalfonds brachte für Frauen eine Anhebung der oberen Altersgrenze von 35 Jahren für die Zusprechung von Förderungsgeldern, sodass diejenigen, die wegen Mutterschaft ihre Karriere unterbrechen mussten, die Möglichkeit haben, wieder in die Forschung zu gehen, wenn ihre Kinder gross sind. Gegenwärtig wird beim Nationalfonds sogar erwogen, die Alterslimite für alle Stipendiaten ganz aufzuheben. Der Gedanke hat sein Gutes: denn wenn die Nachfolger der jetzt abtretenden Professoren alle derselben Generation angehören, wird sich das Problem einer massenhaften Ablösung im Jahr 2030 wieder genauso stellen. □□

